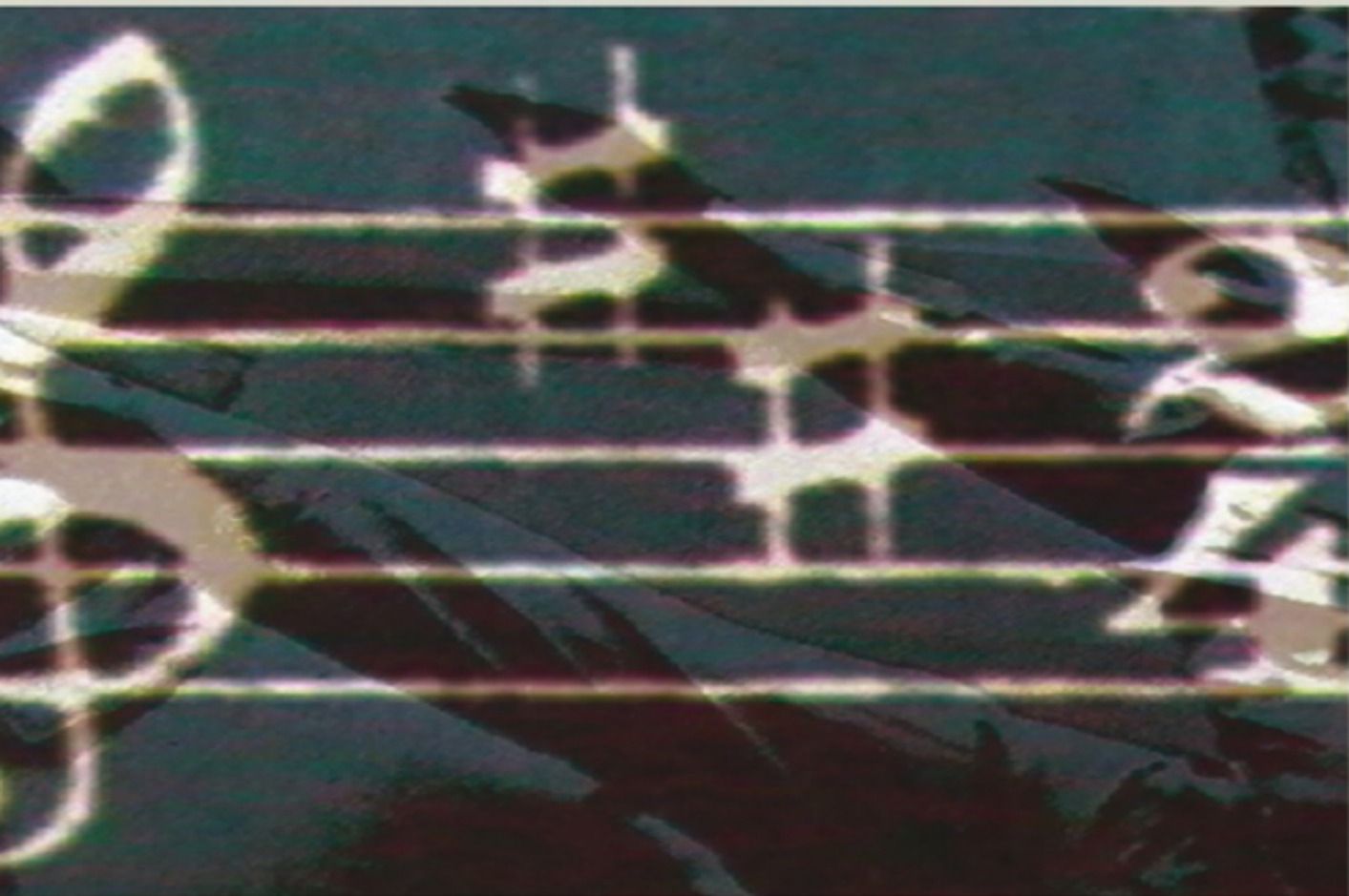


Gerlinde Michel FREI WILLIG

Roman



Gerlinde Michel

Literatur aus der edition 8

Gerlinde Michel
Frei willig
edition 8

Gerlinde Michel

Frei willig

Roman



Der Verlag und die Autorin danken ganz herzlich dem Kanton Bern und Migros Kulturprozent für die Unterstützung.



Erziehungsdirektion
des Kantons Bern

MIGROS
kulturprozent

Besuchen Sie uns im Internet: Informationen zu unseren Büchern und AutorInnen sowie Rezensionen und Veranstaltungshinweise finden Sie unter www.edition8.ch

Bibliografische Informationen der Deutschen National-Bibliothek sind im Internet abrufbar unter <http://dnb.ddb.de>.

Oktober 2012, 1. Auflage, © bei edition 8. Alle Rechte, einschliesslich der Rechte der öffentlichen Lesung, vorbehalten. Lektorat: Katja Schurter; Typografie, Korrektorat: Heinz Scheidegger; Umschlag: Eugen Bisig; E-Book: mbassador GmbH, Luzern
Verlagsadresse: edition 8, Postfach 3522, CH-8021 Zürich, Telefon +41/(0)44 271 80 22, Fax +41/(0)44 273 03 02, info@edition8.ch

ISBN 978-3-85990-193-3

Leise schliesst sie die Türe und geht zum Bett des Vaters. Sie erschrickt. Seit ihrem letzten Besuch hat er sich verändert. Er zerfällt. Mit geschlossenen Augen liegt er da, bewegungslos. Nur der Brustkorb hebt und senkt sich, der Atem rasselt stossweise aus seinem Mund. Die Gesichtshaut des Kranken gleicht Seidenpapier, so straff über die schädelknochen gespannt, dass sie bei der nächsten Bewegung zu zerreißen droht.

Die Tochter steht unschlüssig da. Sie blickt vom Bett zum Nachttisch, sieht eine Nierenschale aus Metall, eine Karaffe mit dünnem Tee, daneben den Trinkbecher aus Pressglas, halb gefüllt. Vom Metallständer hinter dem Bett hängt ein Infusionsbeutel; der mit farbloser Flüssigkeit gefüllte Schlauch mündet in eine Hohnadel, die im Arm des Vaters steckt.

Wieder schaut sie ihn an. Zögernd berührt sie die Hand auf der Bettdecke, sagt seinen Namen. Mit Anstrengung öffnet er die Augen, sieht ihr ins Gesicht. Sie ist sicher, dass er sie erkannt hat. Die Finger verharren starr unter ihrer Hand, während sie mit ihm spricht. Aus lauter Verlegenheit fragt sie nach seinem Befinden. Seine Lider fallen zu, die Rippen zittern unter den Atemzügen eines langsam Erstickenden.

Nach zehn endlosen Minuten hält sie es nicht mehr aus. Sie beugt sich über ihn, flüstert einen Abschiedsgruss und verspricht, morgen wieder zu kommen. Ohne Vorwarnung, wie unter einem elektrischen Schlag, bäumt sich sein Oberkörper auf. Seine Fingernägel graben sich tief in ihre Schultern. Entsetzt schaut sie ihn an. Mit einem Ausdruck tiefer Verzweiflung zieht er sie mit letzter Kraft zu sich. Er presst seine Wange gegen ihre und sinkt ohne einen Laut ins Kissen zurück.

Etwas hält sie zurück, sie sucht nach dem Wort, dem Satz, der ihr erst einfallen wird, wenn es vorbei ist. Dann flieht sie aus dem Zimmer, einen Klumpen aus Mitleid und Trauer im Magen, und wischt mit dem Ärmel die Berührung weg.

1

Walter setzt die Säge eine Handbreit über dem Boden an die Waldrebe. Mit Mühe zieht und stösst er das Blatt durch den Stamm, Sägemehl rieselt zu Boden. An dieser Stelle ist die Rebe dick wie ein Kinderarm. Geschützt durch rissige Rinde windet sich der Stamm an den Bäumen hoch, wuchert über die Krone der Eberesche und hängt in den Ästen der alten Linde. Die müssten wir mal wegmachen, hat der Gärtner letzte Woche gesagt, bevor sie alles zudeckt und erstickt. Walter nickte bloss.

Er lässt die Säge fallen, packt die Hacke mit beiden Händen und zielt mit dem ersten Schlag auf das untere Ende des zersägten Strunks. Walter weiss, dass das Werkzeug für seine Kräfte eigentlich zu schwer ist. Die metallene Spitze landet dicht neben seinem Gummistiefel, Steinchen und Erdklumpen spritzen hoch, der Einschlag hinterlässt einen Krater im Boden. Irgendwo hat er gelesen, wie sich Bauern und Landarbeiter früher davor schützten, mit den schweren Pickeln ihre eigenen Füsse zu durchbohren. Sie stellten sich in metallene Eimer oder Waschzuber, bevor sie loshackten. Ein Bild taucht auf. Ehe es deutlichere Konturen gewinnt, hebt er die Hacke wieder hoch. Der Stahl bohrt sich in die Erde. Nach drei weiteren Schwüngen entgleitet ihm der Griff, das Werkzeug fällt zu Boden. Mit der Hand greift Walter an den Rücken. Vielleicht sollte er die Arbeit doch dem Gärtner überlassen; der ist mindestens vierzig Jahre jünger und hat Muskeln wie ein Pferd.

Die Schläge haben ein Stück der Hauptwurzel freigelegt, ein gefurchter, ockerfarbener Strang, der sich im Boden verliert. Walter bückt sich, umfasst mit beiden

Händen den durchgesägten Stamm und zieht mit aller Kraft. Die Wurzel spannt sich, schneidet durch die Erde, eine Faser reisst. Zu mehr fehlt Walter die Kraft. Keuchend geht er ein paar Schritte zur Bank, lässt sich fallen und wischt schwer atmend mit dem Handrücken über die Stirne. Die Sonne brennt auf sein Hemd und auf die Hautflecken unter dem schütterten Haar. Das Bild von vorhin ist wieder da. Russische Bauern, die in der Sommerhitze hastig die Felder neben ihren Dörfern bestellen, mit Spitzhacken gegen Unkraut und Wurzeln kämpfen. Einige treiben Ochsenpflüge durch schwarze Erde, aus der Ferne grollt Artilleriedonner.

Er steht wieder auf, streckt das Kreuz, verdrängt den dumpfen Schmerz im Unterbauch. Das wäre ja gelacht, wenn er diesen Kerl nicht aus dem Boden bringt.

Er versucht es mit der Stechgabel. Wo er den Verlauf der Wurzel vermutet, wirft er die Erde auf und reisst den Strang ein Stück weiter hoch, bis ihn Schwindel befällt. Mit weichen Beinen läuft er zur Bank, setzt sich und schliesst die Augen. Weil das taumelige Gefühl nicht nachlässt, legt er sich der Länge nach hin. Es rauscht in seinen Ohren, hinter den geschlossenen Lidern tanzen Blitze. Walter atmet tief ein und aus. Warum auf einmal diese Bilder und Träume. Jahrzehntlang Ruhe, und nun diese Träume, fast jede Nacht. Fast immer Geissler. Kriecht neben ihm aus dem nassen Graben, Waffe in der Hand, will im Schutz des eigenen Feuers vorrücken, hinter ihm die anderen Jungs, und wie Geissler aus der Hocke aufsteht und losrennt, trifft ihn ein Geschoss, rücklings fällt er zurück in die Grube, liegt da im Dreck neben ihm, halb über ihm, und wo vorher ein Gesicht, seine Nase und die lustigen Augen unter dem Stahlhelm waren, sind nur noch blutende Fetzen, Knochensplitter, und in der verquollenen Masse hängt ein halbes Gebiss. Fast jede Nacht.

Walter stöhnt, öffnet die Augen und schliesst sie gleich wieder, weil ihn die Sonne blendet. Mühsam zieht er sich hoch, schiebt die Beine von der Bank und fährt mit der Handfläche übers Gesicht. Er wartet, dass der Schmerz im Unterbauch nachlässt. Vielleicht sollte er zum Arzt. Allmählich verebbt auch das Rauschen in den Ohren. Nach ein paar Schlucken aus der Wasserflasche, die er im Schatten der Bank ins Gras gelegt hat, steht er auf.

Vielleicht reicht es ja, wenn er die Wurzeln kappt. Vielleicht vergeht ihnen dann die Lust, von Neuem ans Licht zu treiben. Er nimmt die Astschere und bückt sich zur Stelle, wo die Hauptwurzel im Erdreich verschwindet. Mit beiden Händen muss er zudrücken, dann durchtrennen die Klängen den Strang, ein paar Nebenwurzeln lassen sich leichter zerschneiden. Das verholzte Stück wirft er hinter sich ins Gras, schiebt mit der Schaufel den Erdballen zurück in die Vertiefung und tritt ihn fest.

Wieder lässt er sich auf die Bank fallen, wischt mit dem Ärmel den Schweiss von den Schläfen. Aus dem offenen Fenster des Musikzimmers dringen Klavierakkorde, zaghaft, suchend, dazwischen lange Pausen. Die Spitex-Pflegerin hat wohl Clara ins Musikzimmer geführt und ist gegangen, ohne sich von ihm zu verabschieden. Walter seufzt. Lange kann er hier nicht mehr weiterarbeiten. Es wird Zeit, nach Clara zu sehen und im Kühlschrank etwas zum Mittagessen zusammenzu suchen. Oder ist heute der Tag für den Mahlzeitendienst?

Seine Augen finden die Stelle, wo er den Stamm durchgesägt hat, und folgen dem Verlauf des Geästs in die Höhe. Bald wird sich die wurzellose Rebe verfärben und absterben. Kein schöner Anblick. Vielleicht kann er sie herunterreißen. Er steht auf und packt den Stamm, zieht das Holz nach unten, als wäre es ein Glockenseil. In den Ästen der Linde und des Vogelbeerbaumes beginnt es zu knacken. Ein, zwei morsche Zweige lösen sich und fallen

neben ihm ins Gras. Walter hängt sich mit seinem Gewicht an den federnden Rebenstamm, der immer wieder in die Höhe schnellte. Ein Span bohrt sich in seine Handfläche, ohne dass er es bemerkt. Seine Augen fixieren die Blätter und Äste über ihm, das grüne Durcheinander aus gefiedertem Ebereschenlaub und den Trieben der Rebe, lange Tentakel, die sich durch Astgabeln und um Zweige geschlungen haben.

Das Ding muss herunter und weg, das wäre ja gelacht.

Walter zieht und zerrt, Schweiss tropft von seiner Stirn und nässt das Hemd. Langsam geben die lianenförmigen Arme nach, dann rutscht das Rankenwerk mit einem Wischen und Knacken wie beim Niedergehen eines gefällten Baumes zu Boden. Walter rollt es zu einem Knäuel zusammen und trägt es zum Kompost.

2

Wie hell es ist. So hell. Helle Vierecke auf dem Boden, wie Leintücher. Die Sonne scheint auf den Teppich. Das Fenster steht offen. Hinausschauen. Auf die Blumen, in den Garten.

Vielleicht kann ich aufstehen und zum Fenster gehen. Nein. Zu weit weg. Keine Kraft, es geht nicht. Meine Beine sind knickendes Schilf.

Ist jemand da?

Niemand ist hier, niemand hört mich. Es ist ganz still. Das Haus ist still.

Mein Rücken schmerzt. Und meine Hände. Meine Hände sind noch immer schön. Mit Runzeln und braunen Flecken. Aber immer noch schön, die Fingerspitzen weiss und weich. Früher waren sie hart, von den Tasten. Von den Etüden. Immer musste ich Etüden spielen, jeden Tag zwei Stunden, sagte Miss Quayle. Wenn ich einen Fehler machte, eine falsche Taste drückte, schimpfte sie. Sie schrie mich an, bis ich weinte. So oft habe ich geweint. Dann kam Mama und tröstete mich. Mama nahm mich in die Arme, streichelte meine Haare, sie sagte, Darling, Clara, wenn du nicht mehr spielen willst, wenn du aufhören möchtest mit Klavierspielen, kommt Miss Quayle nicht mehr zu uns. Mama duftete gut und trug weisse Blusen, mit Rüschen an den Ärmeln. Sie roch nach Lavendelseife. Ihre weichen weissen Hände strichen über mein Haar. Meine Hände taten weh, ich hatte eine Blase am Daumen, zuerst rot und dann voller Eiter. Papa wollte, dass ich weiter Klavier spielte und dass Miss Quayle kam. Papa war streng mit mir.

Warum habe ich graue Hosen an? Und diesen hässlichen Pullover? Wer hat mir diese Kleider angezogen? War es

Walter? Ich erinnere mich nicht. Ich hasse Grau. Grau ist hart und kratzt, Nesseln an meinen Oberschenkeln. Wie hiess das Märchen nur, das mir Mama erzählte, als ich klein war? Das Märchen von der stummen Prinzessin? Sie strickt aus Nesseln Hemden für ihre Brüder, um sie zu retten. Ihre Finger brannten vom Gift der Pflanzen, sie waren rot und geschwollen wie meine Hände vom Klavierspielen. Ein einziges Hemdchen wurde nicht fertig, und der jüngste Bruder blieb ein halber Schwan. Mit Federn neben der Menschenhaut.

Lieber so als ganz tot.

Der Pullover ist weich. Federweich. Aber hässlich dunkelblau statt weiss oder grün. Grün ist meine Lieblingsfarbe. Grün passt so gut zu deinen rötlichen Haaren, sagte Mama immer, zu deinen grünen Augen. Die Wände in meinem Zimmer waren hellgrün, die Vorhänge dunkelgrün. Das erste Konzertkleid war grün, ich erinnere mich gut. Smaragdgrüner schwerer Samt, an der Taille in Falten gelegt. Dazu trug ich Mamas Perlenkette. Auch Papa sagte, wunderschön siehst du aus, Clara, wie eine Blume, und am Ende des Konzerts überreichte mir jemand eine Rose. Für das Konzert reisten wir in Papas Wagen von Birmingham nach Oxford. Ich kann mich genau erinnern. Ich spielte in einem Raum mit Stuck an den Wänden und einem Kronleuchter aus glitzernden Glasperlen. Was habe ich nur gespielt?

Es ist so lange her. Ich weiss nicht mehr wie lange.

Etwas drückt in meinem Rücken, etwas ist hart, steinhart. Ein Kissen. Wie kommt es hierher? Ich habe Rückenschmerzen, es stört mich. Ich will es weghaben. Warum sind meine Arme so steif.

Ein Kissen liegt auf dem Boden. Neben meinem Sessel, im hellen Viereck. Was ist das für ein Kissen. Schwarz. Schwarz, wie mein Flügel. Dort steht er, offen, die Sonne

scheint auf die Tasten. Es ist nicht weit, ein paar Schritte nur.

Ach, meine Beine.

Der Klavierstuhl drückt, und ich habe fast keine Kraft in den Händen. Meine Finger sind weich, und weisser als die Tasten. Wie warm die Tasten sind.

Das A, weiss. Die Oktave. Das Gis, schwarz. Jetzt der Dreiklang. Der e-Moll Dreiklang, den Chopin so liebte. Noch einmal. Die Nocturnes, Nummer 1, war es b-Moll? Hier, der Anfang, tiefe Akkorde links. Meine Linke kann die Arpeggien nicht spielen, so weit auseinander liegen die Töne. Ah, jetzt. Der Fis-Dur Septakkord, aus Nummer 3. Viel zu langsam. Ach, so langsam. Meine Finger sind steif. Die Nocturnes Opus 27 spielte ich in der Wigmore Hall, in London. Es war der 3. Juni 1976. Ich erinnere mich genau. Ich trug ein blaues langes Kleid aus Seide, Ausschnitt, angeschnittene Ärmel. Nein, Raglanärmel. Der Saal war halb voll. Nicht halb voll, halb leer, sagte Papa, später. Es war dunkel im Saal, ich schaute nicht ins Publikum. Mein Kleid raschelte, wie Schilf im Wind, als ich mich nach dem Applaus setzte und weiterspielte. Mozart, Beethoven, zuletzt Chopin. Die Leute klatschten, jemand rief Bravo. Die Kritik im ›Guardian‹. Ich habe sie ausgeschnitten und zu den anderen Zeitungsausschnitten geklebt. In ein blaues Ringheft. Nach jedem Konzert tat ich das.

Wo ist das Heft?

Wohin hat Walter das Ringheft gelegt?

Ich vergesse so vieles. Meine Gedanken sind kleine Vögel, Spatzen. Sie flattern in meinem Kopf. Wenn ich sie fangen will, sind sie weg. Zurück bleibt ein Echo, das ich nicht verstehe.

Ich bin müde. Ich möchte mich hinlegen.

Es ist warm hier. Und so hell.

3

Ist heute einer dieser Tage, an denen das Fahrrad einen Platten hat, die C-Saite reißt und der Ehemann mit Scheidung droht? Schon der Morgen bekommt einen Riss; auf Valeries Bettseite klingelt der Wecker zu spät. Wie gewöhnlich hat sich Mathias darauf verlassen, dass sie als Erste aufsteht und ihn nach der Dusche weckt, selbst heute, wo er seinen Flug nach Ankara erreichen muss. Natürlich ist die Hetzerei beim Anziehen und Frühstück ihre Schuld. Für den Zug ist es zu spät, Valerie muss Mathias mit dem Auto zum Flughafen fahren. Ein verrutschter Abschiedskuss zwischen Mund und Wange, mehr fällt für sie nicht ab, bevor er das Gepäck aus dem Kofferraum rafft und durch die gläserne Schiebetüre in Richtung Abflughalle eilt.

Mathias' miese Laune und der dürftige Abschied ärgern sie, und der Tinnitus klingelt im rechten Ohr. Als sie vom Flughafenvorplatz fahren will, übersieht sie den Hotelbus. Die Bremsen quietschen, der Chauffeur verzerrt böse den Mund und tippt sich an die Stirne. Nur mit Glück hat kein Wagen eine Schramme abbekommen. Schon wieder ihr Fehler.

Sie fährt zum Gymnasium und kommt eine halbe Stunde zu spät an die Notenkonferenz. Prorektor Schmidli hebt die Augenbrauen, als sie sich an einen freien Platz setzt, verbeisst sich jedoch eine Bemerkung. Sie hat Glück, ihre Klassen wurden noch nicht besprochen. Das Kollegium hat es eilig, es vermeidet heute endlose Diskussionen über Viertelpunkte, um gefährdete Promotionen zu retten. Zu Valeries Enttäuschung schaffen zwei ihrer Primaner den Übertritt in die letzte Klasse wohl nur provisorisch. Vor

allem für Luis Carvalho, dessen Eltern mausarm aus dem portugiesischen Alentejo eingewandert sind, ist das ein schlimmer Bescheid. Luis ist beliebt und die soziale Seele seiner Klasse, aber oft unkonzentriert und mit den Gedanken irgendwo, nur nicht bei der Schule. Wortreich beharrt Maurus Jäger auf dem Dreieinhalber in Physik für Luis. Valerie ist die Einzige, die sich für den Jungen einsetzt. Bildungsferne Eltern seien eben Schicksal, kommentiert Maurus ihr Plädoyer. Sie muss an sich halten, nicht herumzufahren und den Kollegen anzufauchen.

Kurz vor Mittag fährt sie niedergeschlagen nach Hause, stellt das Auto in die Garage und sperrt die Haustüre auf. Noch in den Strassenschuhen geht sie in den Garten.

Etwas Helles liegt vor der Hecke, die das Grundstück gegen die Strasse abschirmt. Sie geht hin und hebt einen Plastiksack auf, gefüllt mit Unrat. Fettige Hamburgerpapiere, ein angebissener Pfirsich, leere Bierdosen, eine halbe Pizza, der Belag weggegessen. Abfall, bequem entsorgt.

Mehr erstaunt als verärgert trägt Valerie den Sack die Kellertreppe hinunter und stopft ihn zum übrigen Müll. Vielleicht waren es Gymnasiasten, die ihre Adresse kennen, vielleicht auch nicht. Sie wird es nie wissen. Sie steigt die Treppe hoch und geht hinters Haus. Sogleich entdeckt sie Frassspuren an den Rittersporen. Silber glänzender Schneckenschleim auf den Blättern verrät die Urheberinnen. Ungehalten rammt sie Haselzweige in die Erde, schient die Stängel mit Bast und bindet die dunkelblauen Blütenköpfe sorgsam hoch. Beim Auslichten der verblühten Katzenminze am Beetrand zwackt sie sich mit der Gartenschere in den Mittelfinger. Es blutet, Tropfen fallen auf die Kalksteinplatten und vertrocknen an der Sonne zu dünnen Scheibchen. Drinnen verbindet sie die Wunde, füllt ein Glas mit Wasser und geht hinaus zum Gartentisch. Die Hände an die Schläfen gepresst, versucht

sie das Scheppern im rechten Ohr auszublenden. Ungehalten schleudert sie die Schuhe von den Füßen. Einer landet auf dem Rasen, der andere zwischen den Pfingstrosen.

Allmählich verebbt die Welle, die ihr den Schweiß zwischen die Brüste getrieben hat. Valeries Augen wandern über das Blütenmeer der Kletterrosen an der Hauswand, über die letzten Pfingstrosen, den dunkelroten Mohn und blauen Storchenschnabel zu beiden Seiten des Rasenvierecks, und verweilen auf dem Kupfer der Blutbuche am Ende des Gartens. Das Ohr klingelt leiser, im verletzten Finger klopft der Puls. Cellospielen liegt nicht drin, die Quintettprobe morgen Abend wird sie absagen müssen.

Als sie das Glas hinstellt, begreift sie plötzlich diese Häufung von Missgeschicken. Früher glaubte sie vor allem an Zufälle, wollte keinerlei Zusammenhang sehen zwischen einem schweren Sturz beim Skifahren und der Mitteilung vom Vorabend, ihre Freundin Regina sei an Brustkrebs erkrankt. Valerie denkt an den gestrigen Streit mit Mathias, an die Missstimmung heute früh, die fehlende Umarmung zum Abschied. Sie gesteht sich ein, dass sie beinahe froh ist über seine Ausgrabungen in Anatolien und die Zeit allein im Haus. Im Schlafzimmer schlüpft sie in Shorts und ein Hemd, geht mit einem Stapel englischer Aufsätze wieder hinaus. Seit Tagen warten die Arbeiten der Prima, trotz drängender Notentermine immer noch unkorrigiert.

Kaum hat sie mit Rotstift die ersten Korrekturen gesetzt, klingelt das Telefon. Beim Hineingehen erschrickt Valerie über die Heftigkeit ihres Wunsches, dass es Lea ist. Bei ihrer Tochter ist jetzt Abend, eine gute Zeit zum Telefonieren. Seit Wochen haben sie nicht miteinander gesprochen; Valerie hat sich eines Tages verboten, immer als Erste anzurufen. Sie hebt ab. Robert Fischers Stimme

versetzt ihr einen dumpfen Schlag der Enttäuschung in den Magen. Valerie mag den Kollegen, aber er ist nicht Lea. Er möchte die Studienwoche des Herbstquartals besprechen und schlägt einen Termin vor. Nach einer Diskussion über die Notenkonferenz und Luis Carvalho verabreden sie sich für den Freitagabend.

Mit dem stummen Hörer in der Hand blickt Valerie in die Pracht des Junitages. Ein Zitronenfalter taumelt vorbei, im Gezweig hinter den Blumenbeeten schnarren die Eichelhäher. Aus dem angrenzenden Garten hört sie die Stimmen der Nachbarskinder. Valerie wartet, bis das Gefühl der Ernüchterung nachlässt. Sie geht hinaus und liest weiter.

Nach mehr als zwanzig Jahren als Englischlehrerin hat sie sich abgewöhnt, etwas Bestimmtes oder zu viel von den Schülern zu erwarten. Mittelmass scheint, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Lösungswort der Jugendlichen zu sein. Daher ist sie überrascht, wie gut die Klasse die gestellte Aufgabe erfüllt hat. Sie vergisst das Mittagessen, korrigiert Englischfehler zurückhaltend und verfolgt belustigt, verwundert und fasziniert die Spuren, die ein selbst gewähltes Werk aus der englischsprachigen Literatur in den Schülerinnen hinterlassen hat.

Zwei Schülerinnen haben Kurzgeschichten von Alice Munro gelesen und einander während des Schreibens offensichtlich auf die Blätter gelinst. Fast wortgleich konnten sie mit den Ergüssen frustrierter Hausfrauen oder Sitzengelassener nicht viel anfangen; die Tiefgründigkeit hinter den scheinbar harmlosen Episoden ist ihnen entgangen.

»Lesen Sie nochmals eine oder zwei der Kurzgeschichten. Achten Sie dabei darauf, wie nahe banale Alltagsereignisse neben Unerwartetem liegen können, das den Menschen zustösst und für sie von existenzieller Bedeutung ist«, schreibt Valerie mit Bleistift auf die Blätter.

Sie hält Judith und Nadia für fähig, mehr vom Gehalt in Munros Geschichten zu entdecken.

Max Volkart hat ›The Curious Incident of the Dog in The Night-time‹ ausgewählt, weil er, wie er schreibt, selber einen Autisten als Bruder hat. Die bedrohte Welt des jungen Christopher aus dem Roman kennt Max aus eigener Erfahrung; auch die Versuche der Familie, Halt zu finden und zu geben und dabei nicht zu verzweifeln. »Dem Schriftsteller Mark Haddon ist es gelungen, in die Seele eines Autisten zu blicken und ihm eine eigene Sprache zu geben.« Die Zärtlichkeit für den behinderten Bruder, die fast in jeder Zeile spürbar ist, berührt Valerie. Ungerufen taucht eine Erinnerung an ihren Halbbruder auf. Tom, auf dem Fussboden kauern und über eine Zeichnung gebeugt, schaut hoch, als sie ihn anspricht, sein Blick kommt von weit her, aus einem anderen Universum. Toms Gesicht schiebt sich über das Bild von Max' Bruder. Beide auf äusserste Weise verletzlich, beide in ihre eigene Welt eingesponnen. Sie schiebt die Gedanken zur Seite.

Ein Primaner und eine Primanerin entschieden sich für Jane Smileys Roman ›A Thousand Acres‹, die Neuinterpretation der Geschichte von König Lear. »Väter wie Lear sollten Vergangenheit sein«, schreibt Evelyne Buchs, »doch die Autorin zeigt uns, dass das Gegenteil zutrifft. Noch immer verhalten sich Väter wie Götter, regieren mit Gewalt und Ungerechtigkeit. Wenn sich ihnen jemand entgegenstellt, wie Cordelia/Caroline, werden sie ›verrückt‹ - die Antwort der Väter auf den Versuch der Töchter, sich in Selbstbestimmung zu üben und ihre eigene Meinung zu entwickeln!« Simon Badertscher hat sich wie gewohnt kluge Gedanken gemacht, über Sein und Schein, truth and appearances, bei Shakespeare und Smiley. »Lügen, falsche Namen und Verkleidungen in Lear entsprechen Verschweigen, Verleugnen, Verdecken der Wahrheit in ›A Thousand Acres‹«, schreibt er, und sein

Interesse am literarischen Vorbild Smileys kommt durch den ganzen Aufsatz zum Ausdruck. Nach der Matura will Simon an die Schauspielschule gehen; Valerie kann sich den jungen Mann mit seinem klassischen Profil und den ausdrucksstarken Augen gut als Hamlet oder Romeo auf der Bühne vorstellen.

Luis Carvalho stellt einen Band Kurzgeschichten von Raymond Carver vor und schlägt sich ganz passabel, auch wenn es ihn nicht vor dem Provisorium rettet. Derek Meister hat einen Wälzer von Stephen King gelesen, Marie-Luise Affolter ›Pride and Prejudice‹ von Jane Austen. Die beiden sind seit einiger Zeit schwer verliebt und kleben aneinander, sie klein, dunkel und temperamentvoll, er gross, blond und das grösste Phlegma in der Prima. Gegensätzlicher hätte auch ihre Bücherwahl nicht ausfallen können, denkt Valerie und lächelt bei der Vorstellung des ungleichen Paares und ihrer Lektüre. Beide haben ihre Sache anständig gemacht, vor allem Marie-Luise glänzt mit weitgehend fehlerfreiem Englisch.

Um halb fünf legt Valerie das letzte Heft auf den Stoss und sieht erst jetzt, wie spät es ist. Aus der Küche holt sie Brot, Käse, Tomaten und Äpfel, ein Glas kalten Tee. Sie schneidet die Äpfel in dünne, fast durchsichtige Schnitze. Sie fühlt sich besser, lebendiger – der Tag ist gerettet. Morgen will sie der Klasse sagen, ihr habt die ungewöhnlich guten Noten verdient. Aber es geht um viel mehr als Zensuren. Fast alle habt ihr gezeigt, dass ihr das Wesen von Literatur verstanden habt. Ihr habt euch von ihr berühren und ansprechen lassen. Es ist eines der grössten Komplimente, das sie einer Klasse machen kann, und es kommt selten vor.

Die grossen Themen: Verrat und Wahrheit, Würde trotz Bedrohung, die Suche nach dem Ich, die Kluft zwischen den Generationen. Valerie schiebt einen Apfelschnitt in den Mund. Und natürlich Väter und Töchter.

Mathias und Lea. Ihre Beziehung: ein dünnes, von Rissen durchsetztes Gewebe, zerknittert nach Jahren der Missverständnisse, der enttäuschten Erwartungen und Verletzungen. Valerie hat den Ursprung ihrer Entfremdung nie ganz begriffen. Mathias bemühte sich, er wollte Lea fördern, ihr den Weg ins Leben zeigen. Welcher Weg, wessen Weg? Vielleicht bist du zu sehr ein Schönwettervater gewesen, hat es Valerie mehr als einmal versucht; mit Leas schwierigen und spröden Seiten hast du dich immer schwer getan. Auch war Mathias oft wochenlang abwesend, an Ausgrabungen, Kongressen, Konferenzen. Die Arbeit als Lebensmittelpunkt. Dennoch, warum musste Lea bis nach Australien ziehen, um sich wohl zu fühlen? Mathias empfindet es als Vorwurf. Auch beschuldigt er Valerie, sie habe Lea zu sehr behütet; kein Wunder, habe sie sich so nachdrücklich aus der mütterlichen Umklammerung reissen müssen.

Valerie denkt an den Streit von gestern. Einmal mehr warb sie um Verständnis für Lea. Lea ist mündig, sagte sie; Australien ist ihre Wahl, sie hat das Recht dazu. Auch wenn wir es nicht verstehen. Und es weh tut. Mathias unterbrach sie mit kleinlichen Rechtfertigungen, bis sie ihn anschrie, er solle ihr ein einziges Mal wirklich zuhören und ihre Argumente überdenken, als Vater. Natürlich behielt er das letzte Wort.

Der Apfel schmeckt mehlig, der Finger pulsiert unter dem Verband. Sie selbst ist ausser Ehefrau und Mutter ja auch Tochter, und ihr Vater lebt, nicht in Australien, sondern in Zürich, keine dreissig Kilometer entfernt. Monate sind es her, seit sie ihn und Clara zum letzten Mal besucht hat.

Sie steht auf und holt ein Glas Wasser. Es war im Februar, kurz nach seinem Geburtstag. Seither liegt das ungeöffnete Kuvert in ihrem Schreibtisch. Der Vater glaubt bestimmt, er habe es verlegt oder ins Altpapier geworfen.

Jedenfalls hat er nie nachgefragt.

An jenem Sonntagnachmittag besuchte Valerie eine Ausstellung im Kunsthaus und schaute später bei Walter und Clara vorbei. Walter wollte ihr etwas zeigen. Gemeinsam suchten sie nach Claras Portfolio mit den Fotos und Medienberichten. Schliesslich hiess er Valerie im Arbeitszimmer nachsehen. Sie ging in sein Büro, verschob Papiere und Mäppchen auf dem Schreibtisch, hob Bücherstapel an. Claras Ringbuch sah sie nirgends, aber ein unscheinbarer grauer Umschlag zwischen den Papieren liess sie innehalten. Sie nahm den Brief in die Hand, drehte ihn um. Walters Adresse stand auf einer weissen Klebetikette, der Absender lautete Militärhistorische Kameradengemeinschaft, mit einem Postfach in Romanshorn. Das Logo mit dem schwarzen Ehrenkreuz rührte tief innen an etwas, das sie aus ihrer Kindheit kannte. Ein Gefühl zwischen Furcht und Neugier zog ihren Magen zusammen. Wie unter Zwang hob sie den Pullover und schob das Kuvert zwischen Haut und Unterhose. Kalt lag das Papier an ihrem Bauch, nahm nur langsam die Körperwärme auf. Walters Bücher und Dokumente legte sie zurück in die alte Unordnung.

Seither hat sie höchstens zwei Mal mit dem Vater telefoniert, bereit zu lügen, falls er nach dem Brief fragen sollte. Der Umschlag liegt in der Schublade. Sie hat ihn nicht geöffnet; eine diffuse Angst hält sie zurück.

Valerie räumt die Reste der Mahlzeit auf das Tablett und geht ins Haus. Sie müsste ihren Vater anrufen, nur schon um zu hören, wie es Clara geht.

4

Beim Durchblättern der Mai-Ausgabe von ›Gramophone‹ wird Trevor Quinn zum ersten Mal auf Clara Howes aufmerksam. Da existiere eine praktisch unbekannt englische Pianistin, schwärmt die Musikzeitschrift, welche die Etüden von Franz Liszt so brillant spiele, dass einem beim Zuhören schwindlig werde. Leider seien Aufnahmen von Clara Howes auf dem Markt kaum erhältlich. Der Jagdinstinkt des Musikkritikers ist geweckt.

Bei Ebay findet Quinn einen Anbieter zweier CDs von Howes und bestellt die zwölf Transzendentalen Etüden von Franz Liszt und zwei Klavierkonzerte von Sergei Rachmaninow. Wenige Tage später liegt das flache Paket im Briefkasten. Trevor Quinn steigt in seine Dachwohnung am Bostoner Beacon Hill hoch, reißt die Verpackung auf und schiebt die Transzendentalen Etüden von Liszt in den CD-Player.

Er überspringt das Präludium, lauscht ein paar Takten des titellosen ersten Stücks und wählt die vierte Etüde, ›Mazeppa‹, das eigentliche Bravourstück der Reihe. Gramophone hat nicht zu viel versprochen. Wie die Pianistin das Bewegungsmotiv des Rittes durch die Steppe, sein stetiges Accelerando und Metrum meistert, wie sie die darüber gelegte Melodie in den Bässen verankert und im Nachsatz die Läufe aus verminderten Septakkorden zum Leuchten bringt, ist umwerfend. Quinn kann sich kaum an eine vergleichbare Interpretation erinnern; höchstens Claudio Arrau hat die Nummer vier ähnlich beeindruckend umgesetzt. Auf das Kosakendrama in der ukrainischen Steppe folgt Etüde Nummer fünf, ›Irrlichter‹. Gespannt verfolgt Quinn, wie Clara Howes Liszts filigrane Spukstudie

zum Leben erweckt. Die Halb- und Ganztontriller flirren, Lichteffekten gleich, über finstere Moorböden, Septakkorde treiben ein geisterhaftes Spiel und experimentieren mit Klangmöglichkeiten, die ihn an die besten Aufnahmen von Glenn Gould erinnern. Er ist begeistert, erste Sätze einer Besprechung formen sich in seinem Hirn. Bis zum Ende der CD festigt sich der Eindruck, dass es die unbekannte Engländerin mit den Grossen unter den Berühmten aufnehmen kann

Trevor Quinn aktiviert das Präludium und klaubt das Cover-Büchlein aus der Hülle. Über die Künstlerin erfährt er wenig. 1940 im englischen Shaftesbury geboren, aufgewachsen in Birmingham, Studien bei Svjatoslav Richter und Clifford Curzon, lebt seit 1969 in der Schweiz. Unter anderem Konzertauftritte in Grossbritannien und in der Schweiz. Das CD-Label nennt sich ›Pearl Artists‹, die Aufnahme der Liszt-Etüden entstand 1991 in einem Tonstudio in East Croydon, UK. Das Cover zeigt einen stilisierten rot-schwarzen Reiter, wohl den Kosakenhauptmann Mazeppa; ein Foto von Clara Howes findet er nicht. Der deutsche und englische Text im Innern des Büchleins, gezeichnet mit ›Walter Grimm‹, beschreibt die Entstehungsgeschichte der Etüden sowie die Hauptmerkmale der einzelnen Werke.

Quinn hört sich die CD noch einmal an. Wie meist bei Liszt scheint das Klavier ein ganzes Orchester zu ersetzen, und die Pianistin wird diesem Anspruch problemlos gerecht. Immer weniger kann er sich erklären, weshalb sie unter Liebhabern von Klaviermusik nicht bekannter ist.

Er geht aus dem Wohnzimmer in die Küche, fährt den iMac hoch und beginnt zu surfen. Zu seinem Erstaunen haben Kenner schon seit einiger Zeit in Webforen auf die Pianistin hingewiesen und sogar einen blinden Hörtest durchgeführt. Dabei erregten ihre Aufnahmen Aufmerksamkeit. Quinn nimmt sich vor, eine Besprechung

der Musikaufnahme zu verfassen. Jetzt, wo ›Gramophone‹ auf die Entdeckung reagiert hat, darf der ›Boston Globe‹ nicht zurückstehen.

Er schiebt Brotscheiben in den Toaster, öffnet den Kühlschrank und stellt eine angefangene Flasche kalifornischen Sauvignon blanc auf die Marmorablage. Die Rachmaninow-Aufnahme fällt ihm ein. Er holt die CD aus dem Wohnzimmer und schiebt die Scheibe ins Laufwerk des iMac.

Das schlichte Hauptthema des ersten Satzes von Rachmaninows drittem Klavierkonzert erklingt, melodisch, rhythmisch bewegt. Sekundenlang lehnt Quinn mit geschlossenen Augen am Herd und lauscht dem beschleunigenden Melodiefluss. Der Toaster schnappt und wirft Brotscheiben aus; es duftet nach geröstetem Brot, Quinns Magen knurrt. Aus dem Kühlschrank nimmt er eine Plastikschaale mit Crevettensalat aus dem Delikatessengeschäft, eine Avocado und ein gekochtes Ei. Das Orchester setzt ein, steigert sich zum Forte. Er deckt den Tisch, giesst Weisswein ins Glas und hebt den Deckel vom Crevettensalat. Wie er die gekrümmten blassrosa Dinger sieht, zieht sich sein Magen zusammen. Statt Crevetten schauen ihn Maden an, dicke fette Maden in einer gelblichen Sauce aus Mayonnaise. Er würgt. Ohne noch einmal hinzuschauen wirft er die Salatschaale in den Abfalleimer und stürzt ein halbes Glas Wein in den leeren Magen.

Vorhin beim Heimkommen, wenige Meter vor seiner Haustüre, fiel unvermittelt etwas Helles, vielleicht Faustgrosses wie ein Geschoss dicht an seinem Gesicht vorbei und klatschte auf den Gehsteig. Auf dem Backsteinpflaster lag ein toter, noch vollkommen nackter Jungvogel, die Bauchhaut dünn und glänzend, der gelb geränderte Schnabel geöffnet, die Augen schwarze blinde Marmeln unter dünnen Lidern. Unwillkürlich hob Quinn